Zu aufmerksam!

Herr Karlmann, der Inhaber eines großen Delikatessen-Geschäfts im Südwesten Berlins, stand an einem heißen Tage in der Thür seines prächtigen Ladens und hielt Umschau unter den Früchten, Krebsen und Fischen, die vor, neben und hinter ihm ausgelegt waren, und unter den Kunden, die er seit kürzerer oder längerer Zeit vermißte. Herr Karlmann ist in dieser wie in mancher anderen Beziehung ein Gedächtnißkünstler ersten Ranges. Er ist obendrein die fleischgewordene Aufmerksamkeit. Wie der Feinschmecker es mit den Austern, so hält er's mit den Kunden: den einen bedient er, mit dem zweiten spricht er, den dritten hat er im Auge. Gleichzeitig überwacht er mit Blick und Gehör das Verhalten „seiner Leute". Seine Umsicht ist so groß, daß Bekannte von ihm scherzhaft sagen, er müsse mit doppelten Sinnen ausgestattet sein. Dank dieser Aufmerksamkeit und ihrer unermüdlichen Bethätigung erfreut sich sein Geschäft reichen Zuspruchs. Seine Wonne ist's, Kunden zu bedienen, und ihre Wonne ist's, von ihm bedient zu werden.

Eben daran, in einer Kiste mit Aprikosen die halbweltlichen von den weltlichen, die faulen von den gesunden zu scheiden, eilte Herr Karlmann plötzlich, seine Augen glitten nicht nur über die Früchte, sondern auch über die Straße, auf den Bürgersteig.

„Guten Tag, Herr Friedenstein! Ich habe ja schon so lange nicht das Vergnügen gehabt, Sie bei mir zu sehen," hob er mit bestrickender Verbindlichkeit an.

„Guten Tag, Herr Karlmann! Es stimmt, ich war lange nicht bei Ihnen," erwiderte kühl der Angeredete, ein alter, aber noch frischer Herr, vorzügliche Konserve — und wollte weiter gehen.

„Aber ich bitte Sie, Herr Friedenstein, erklären Sie mir.... Haben Sie irgendwie Ursache gehabt, über mich zu klagen?" fuhr der Kaufmann in beschwörendem Tone fort.

„Durchaus nicht," lautete die herbe Antwort.

„Sind Sie nicht gut bedient worden?"

„Was ich gekauft habe, war gut!"

„Aber meine Leute, nicht wahr, sie haben es an Aufmerksamkeit gegen Sie fehlen lassen?"

„Ihre Leute...," hob Herr Friedenstein an und ein bronzirtes Lächeln legte sich um seine Lippen.

„Waren nicht aufmerksam genug?" fiel der Kaufmann ein.

„Aufmerksam waren sie stets. Der Eine war jedoch einmal zu aufmerksam!" erklärte Herr Friedenstein mit eigenartigem Nachdruck.

„Zu aufmerksam?" wiederholte der Kaufmann verblüfft.

„Adieu, Herr Karlmann! Zu aufmerksam!" sprach der alte Herr mit frostiger Liebenswürdigkeit und ging.

Die kommende Nacht war für den Kaufmann eine sehr unruhige. Er träumte nicht von Seefischen und Bozener Aepfeln, die nach Wunsch rechtzeitig eintrafen; er träumte wüst durcheinander und von Dingen, die einem ernsten, strebsamen Geschäftsmanne ewig fern bleiben sollen.

Zu aufmerksam! Dieser Begriff war für Herrn Karlmann bis dahin gar nicht vorhanden gewesen. Nicht aufmerksam genug, ja, aber zu aufmerksam, nein, das gibt's nicht!

Wochen waren vergangen, als es dem Kaufmann gelang, den hartnäckig ausbleibenden Kunden abermals zu stellen.

„Wollen Sie mir nicht erklären, Herr Friedenstein, wodurch der eine meiner Leute gefehlt hat? Ich grübelte unaufhörlich, aber vergebens. Zu aufmerksam... Wollen Sie mir nicht sagen..."

Herr Fridenstein war in guter Laune, Karlsbad hatte wieder vortrefflich angeschlagen, und so faßte er den Kaufmann an dem einen Rockknopfe, zog ihn etwas bei Seite und raunte ihm zu: „Es muß aber unter uns bleiben!"

Mit Hand, Mund und schönem Augenaufschlag gelobte Herr Karlmann Verschwiegenheit.

Herr Friedenstein erzählte. Als er geendet und sich heiter empfohlen hatte, blieb der Kaufmann ernst und nachdenklich zurück. Er war nun überzeugt. Ja, der Verkäufer in einem Delikatessengeschäft kann „zu aufmerksam" sein. Einen Grund, dem jungen Manne zu grollen, der ihm einen guten Kunden für immer verscheucht hatte, vermochte aber der Kaufmann nicht zu finden. Warum?

Der Leser prüfe und entscheide selbst.

Herr Friedenstein war eines Abends in dem Geschäft erschienen und hatte gekauft, was die Saison an prickelnden, appetitreizenden Erstlingen bot. Etwa eine halbe Stunde später war die Köchin des Herrn Friedenstein erschienen und hatte einen größeren Einkauf gemacht. Der Zufall hatte gewollt, daß derselbe Verkäufer sie bediente, und al s nun die Köchin ebenfalls von den Erstlingen der Saison begehrt hatte, da war ihr von dem in der Schule des Herrn Karlmann zur Aufmerksamkeit erzogenen Verkäufer gesagt worden: „Das hat der Herr schon mitgenommen. Er war vor einer halben Stunde hier." Die Köchin hatte dies zu Hause getreulich ausgerichtet und um Mitternacht hatte es dann zwischen Herrn und Frau Friedenstein eine kleine Auseinandersetzung gegeben. Frau Friedenstein hatte an ihren Gemahl, der vergnügt aus dem „Klub" heimkehrte, die neugierige Frage gerichtet, ob der „Klub" blond oder brünett sei.

Seitdem hat sich's Herr Friedenstein zum unabänderlichen Gesetz gemacht, das, was er mit dem „Klub" verzehrt, nicht dort zu kaufen, wo seine Haushaltung sich versorgt. Es kann geschehen, daß Gattin und „Klub" zu gleicher Zeit den gleichen Appetit haben — — —

Herr Karlmann ist weltmännisch genug, Alles dies einzusehen und bewahrt dem verlorenen Kunden ein treues Andenken.

Vom Heirathsmarkt.

In den Anzeigespalten der Zeitungen unseres Landes gehören Heirathsgesuche immer noch zu den Seltenheiten, nicht so in Deutschland und besonders in Oesterreich. Gewisse Berliner und Wiener Blätter wimmeln förmlich von „ernstgemeinten" Heirathsgesuchen. In vielen Fällen haben derartige Annoncen wohl in Heirathsbureaux, die auf diese Weise Kundschaft anlocken wollen, ihren Ursprung und die jungen und reichen Damen sowie die gebildeten Herren ohne Damenbekanntschaft existiren meistens nur in der Phantasie der Heirathsvermittler. Etwas Neues sind übrigens solche Anzeigen nicht, denn der erste „Heyrathsvorschlag" ist am 22. Mai 1793 in dem „Jenaschen wöchentlichen Anzeiger" erschienen. Nicht ganz drei Monate später, am 14. August 1793, folgte Wien diesem Beispiel; die „Wiener Zeitung" öffnete am genannten Tage zum ersten Male einer Heirathsanzeige ihre Spalten. Das Inserat mit dem Titel: „Gattin wird gesucht" lautet so: „Ein lediger Mensch von 30 Jahren, der seine erlernte Kunst gut versteht, hat die Gelegenheit gefunden, in einer sehr schönen Stadt, welche etliche Meilen von Wien ist, ein gutes Gewerb zu bekommen, wo nicht nur gut zu leben und ein gesunder Ort ist, sondern auch zu seinem sicheren Fortkommen den besten Vortheil bringet. Da er aber eine Gattin nöthig hat, die wenigstens 1500 Gulden haben sollte, so wird dem Frauenzimmer, das ihn zu ehelichen gedenket, erinnert, daß die Anfrage auf der Neuen Wieden bey Adam und Eva Nr. 263 zu ebener Erde bei der Frau Aloysia Mosbruckerin zu machen sey, wo auch das mehrere zu erfahren ist." Der ledige Mensch, der diesen ersten Versuch in Wien gewagt und sich als Ort, wohin die Anfragen zu richten, ein Haus mit sehr passendem Schild auserwählt hatte, scheint rasch zum Ziel gelangt zu sein, denn seine Anzeige ist nicht wiederholt worden. Weniger glücklich war entschieden ein Herr Franz Bruderhofer, Hauseigenthümer am oberen Neustift, in der Zieglergasse beim „Aug' Gottes", der sich genöthigt sah, in der „Wiener Ztg." vom 4. Oktober 1794 ganz im Lizitationsstil anzuzeigen: „Ehegattin wird zum dritten und vierten Mahl gesucht, für einen Wittwer!" Der heirathslustige Wittwer beklagt sich, daß er „bisher nichts Anständiges gefunden", und schildert sich dann als „gut gestalteten Mann, welcher mit vieler Kenntniß versehen und an dem gar nichts Tadelhaftes zu finden sei, dessen Vermögen sammt Haus 12,000 Gulden beträgt und der nichts schuldig ist." Die Zukünftige konnte „vom Lande oder von der Stadt", eine „Wittwe oder Ledige" sein, die Jahre sollten zwischen 30 und 40 sein, und zum Schlusse gibt der Inserent, wahrscheinlich zur Beruhigung der Zurückgewiesenen, die Versicherung: „Es hat sich Niemand zu scheuen, man wird sie nicht entdecken." Die Heirathsanzeigen werden nun von Jahr zu Jahr zahlreicher in der amtlichen „Wiener Zeitung". Bemerkenswerth ist eine solche in der Nummer vom 25. Januar 1797 erschienene Anzeige, die an Offenheit des Heirathskandidaten nichts zu wünschen übrig läßt. Unter der Ueberschrift: „Zum Heyrathen wird ein Waibsbild gesucht," heißt es da: „Ein verwittibter Mann von gesetzten Jahren, munter und frisch, der sich bey höchsten und hohen Herrschaften Meriten gemacht hat und noch machen kann, auch kein Kind hat, aber an Werth und Wissenschaft vieles besitzt, ist gesonnen, ein offenes Gewerb mit extra Vortheil anzutreten und sucht ein Waibsbild: sie muß 30 oder mehrere Jahre haben, kann ledig oder eine Wittwe mit zwei unerzogenen Kindern sein, er scheut auch keinen Naturfehler, sie muß aber 300 Gulden haben, welche er ihr durch seine Sachen genugsam versichern kann. Wann ein solches Waibsbild zu dem Vorbeschriebenen Belieben trägt, so kann sie ihn holen lassen oder in seine Logie kommen, er wohnt am Spittelberg in der Fuhrmannsgasse beim goldenen Lux im ersten Stock bei Barthol. Graf, pensionirten Bedienten."

— Amerikanisches. Mr. Geldknapp: „Was zahlen wir diesem Diebe für's Waschen?" Mrs. G.: „Einen Dollar per Woche." „Hm! Ich kann eine Waschmaschine für 10 Dollars kriegen, und ich will sie auch kaufen." Mr. Geldknapp (einen Monat später): „Na, wie arbeitet die Waschmaschine?" Mrs. G.: „Recht gut, nur ein bischen theuer." „Theuer, wie so?" „Die Waschfrau zwingt mich, ihr noch einen Burschen zu halten, der ihr helfen muß, die Waschmaschine zu drehen."

— Unbewußte Kritik. Ein Milizregiment marschirte mit klingendem Spiele vorüber und ein kleiner Knabe richtete an seine Mutter die Frage: „Mama, wozu sind all die andern Soldaten nütze, die kein Instrument spielen?"

— Er meinte es ernst. „Hat er um deine Hand angehalten?" „Ja." „Und hat er's ernst gemeint?" „Er muß wohl; er frug mich, wie reich mein Vater sei."

— Schwiegermutter-Ideal. „... Wie, Du sagst, in Deiner Schwiegermutter hättest Du Dein Ideal gefunden?" „Jawohl. Auf die passen nämlich alle Witze, die bisher über Schwiegermütter gemacht wurden!"

Interessante Klein-Thiere.

Unter den niederen oder Kleinthieren giebt es einige, die durch plötzliches massenhaftes Auftauchen an gewissen Oertlichkeiten auffallen und dann wieder Jahre lang in der Gegend nirgends mehr zu bemerken sind. Ein solches ungleiches, bald massenhaftes, bald ganz vereinzeltes Vorkommen ist z. B. bei manchen Schmetterlingen oder sonstigen Insekten der Fall und entweder den herrschenden Witterungsverhältnissen der Jahre, oder der Einwirkung von Parasiten oder von Pilz- und anderen Seuchen oder Krankheiten zuzuschreiben. Forstschädlinge, wie Nonne, Kienraupen- oder Tannenglucke, Föhreneule, Borkenkäfer u. a., sind bald in verheerender Masse, bald nur mäßig, oder gar vereinzelt in den Forsten vorhanden. Daß der Maikäfer seine besonderen Flugjahre hat und nur alle vier, in manchen Gegenden alle fünf Jahre in Massen auftritt, liegt in seiner langsamen Entwickelung aus dem Engerling. Schwer erklärlich ist dagegen z. B. von einem interessanten Tagfalter, dem pomeranzengelben Achter, das auffallend unregelmäßige Auftreten.

Besonders sind aber gewisse Krustenthiere, nämlich sogenannte Schildkrebse, auch Muschelkrebse und Kiemen- oder Kiefernfüßer genannt mit weicher Körperbedeckung in Gestalt eines hornig lederartigen, breiten Rückenschilds oder einer muschelartig zweiklappigen Schale, in ihrem Auftreten wie in ihrem Wiederverschwin-

Blattfuß (langschwänzig).

den merkwürdig, zugleich von sonderbarer Bildung und Lebensart. Unter ihnen wollen wir die Flossen- oder Blattfußkrebse und die Flossenflöhe, beide unter dem Namen Schildträger zusammengefaßt, hier vorführen. Ersteres Geschlecht führt einen ovalen, hinten mondförmig ausgeschnittenen Hautschild über den Körper hinweg, der die zahlreichen, zugleich Kiemen führenden Füße bedeckt, so daß das Thier fußlos erscheint und den Namen Apus, „Ohnfuß," erhielt. Letzteres, mit zwischen zweiklappiger Schale versteckten Körper, ist vom Ansehn einer Muschel, nur vorn und hinten mit pinselartigen Fühlen- und Schwanzvorragungen.

Die Blattfuß-Krebsthiere finden sich in manchen Jahren im Frühling in lehmigen oder schlammigen Feldpfützen. Man unterscheidet davon zwei Arten, den lang- und kurzschwänzigen Blattfuß. Die Thiere schwimmen auf dem Rücken und erlangen unter öfterer Häutung ihr Ausmaß und nach und nach ihre zahlreichen, an 60 Paare zählenden Füße, deren erstes sehr lang in vier fadenförmige Aeste ausläuft und die am Grunde ovale Kiemenblättchen führen. Der Hinterleib läuft in zwei lange, vielgliedrige und gewimperte Borsten und ein ovales Blättchen dazwischen aus. Die einen bis zwei Zoll lang werdenden, von Farbe schön braunen Thiere leben im Schlamm der Regenpfützen des lehmigen Feldes während der Frühlingszeit von kleineren Wasserthierchen, verschwinden mit dem Austrocknen im Sommer und sind dann Jahre lang nicht mehr in den Lachen während trockener Witterung anzutreffen, bis sie an einem warmen, regnerischen Frühling wieder in den Pfützen an Ort und Stelle zu gewahren sind. Auch sollen die Thiere, beim vorübergehenden Eingehen der Pfützen jedesmal völlig einschrumpfen aber wieder aufleben, wenn bald Regen fällt. Sie stellen demnach

Blattfuß (kurzschwänzig).

eine animale „Jerichorose" oder „Auferstehpflanze" vor. Ihre Nahrung soll in den schlammigen Tümpeln hauptsächlich aus Froschquappen bestehen, sie selbst aber sollen noch klein von schon größeren Quappen verschluckt werden.

Diese Thiere bringen, Krebsen-Eier sehr fester Konsistenz hervor, die in dem eingetrockneten Schlamm, ähnlich verschütteten Samenkörnern, Jahre lang liegen können, ohne ihre Lebenskraft einzubüßen, und können noch nach Jahren bei geeigneten Witterverhältnissen zum Leben erwachen. Sie scheinen alle weiblichen Geschlechts zu sein, wenigstens wurden immer nur Weibchen gefunden, welche sich demnach ohne Männchen fortpflanzen.

Ein verwandtes Thier ähnlicher Lebensart ist sodann der äußerst seltene Hermann'sche Flossenfloh. Er zählt zweiundzwanzig zwischen den beiden Schildschalen eingeschlossene, winzige, wie die Aehren eines Kornfeldes in steter, wogender Bewegung begriffene Fußpaare, während am Kopf zwei lange, vorragende Fühlerpaare dem Thier beim Rückenschwimmen eine eigene Figur geben. Es finden sich in den seichten Rasenpfützen unter kleineren Daphnien, Cyklops-, Wasserassel- und Wassermilbenarten u. s. f. viele Dutzende, ja Hunderte jener muschelförmigen kleinen Schallrebsthiere, auf etwa zehn bernsteingelbe Thiere mag ein grell blutroth gefärbtes Individuum kommen. In einem Glas hielten sich

Flossenfloh.

a. 4 Fühler, b. 2 Augen, c. Mund, d. 22 Fußpaare, e. 3 Eierlader, f. Schwanz, g. Darm. h. natürliche Größe.

die mitgenommenen viele Tage lang am Leben; andere Exemplare standen dagegen über Nacht in einem zugekorkten Glas vollständig ab.

Die Räthselhaftigkeit plötzlichen Vorkommens solcher niederen Thiere an Orten, wo sie Jahre lang fehlten, ohne daß man den Weg und die Weise ihres plötzlichen Herkommens erkennt, ist einzig und allein auf die Natureinrichtung höchst dauerhafter, widerstandsfähiger Eierbildung zurückzuführen. Die schaffende Natur weiß sich aller möglichen Mittel und Wege zu bedienen, um neues Leben hervorzurufen, und Geschaffenes, wo es gilt, vor dem Untergang zu bewahren.

Durchschaut.

Hausfrau (zum Bettler an der Wohnungsthüre): „Geld, lieber Mann, kann ich Ihnen keines geben, aber ein Stückchen Braten sollen Sie haben!"

Bettler (schnüffelnd): „Ja, freilich, weil er Ihnen heut' an'brennt ist, gelt?"

Besorgt.

Frau (zu ihrem Gatten, der sich anschickt, in's Wirthshaus zu gehen): Du gehst also doch noch fort? — Dann hoffe ich wenigstens, daß Du heute nicht wieder morgen heim kommst!

Abgefertigt.

Fräulein Lisi, gefall' ich Ihnen?

Das müssen's 'an Nashorn fragen, aber kein' Mensch!

— In demselben Zustande. Kürzlich sprach ein Kaufmann in der Office eines in Houston, Texas, erscheinenden Blattes vor, schrieb eine Anzeige nieder und gab sie dem Clerk zum Einrücken in die Zeitung. Der Clerk gab die Anzeige zurück und bemerkte: „Es thut mir leid, aber es geht nicht; die Zeitung ist schon voll." „Wo ist der Herausgeber?" frug der Kunde, „der würde die Anzeige wahrscheinlich noch für mich einrücken." „Unmöglich", entgegnete der Clerk, „der ist ebenfalls voll!"

Berühmte Verschwender.

Allbekannt ist das schöne Liedchen von dem Fürst von Lichtenstein, der in einer Nacht drei Hunderttausend Thaler verjubelt hat. Dieser biedere Fürst ist von der kürzlich in Wien verstorbenen Prinzessin Gregory Ypsilanti und ihrem erlauchten Gatten jedoch noch bei Weitem übertroffen worden, denn drei Wochen nach dem Tode des Letzteren meldete sie, deren Mitgift 15 Millionen Dollars betragen hatte, den Bankerott an. Das Paar hatte in zehn Jahren die riesige Summe von $25,000,000 verschwendet und außerdem $4,000,000 Schulden contrahirt. Die Prinzessin gehörte einer der ältesten Familien Oesterreichs an und war am 12. März 1845 in Wien geboren. Ihr Vater war der Baron Simon Sina von Hodos und Kizdia und ihre Mutter entstammte dem rumänischen Geschlecht der Ghika. Baron Sina war der Sohn des Bankiers George Sina und erbte beim Tode des Letzteren die Kleinigkeit von 90,000,000 Gulden oder $45,000,000. Dieses Vermögen ging nach dem Tode des Barons zu gleichen Theilen auf seine drei Töchter über. Eine derselben heirathete George Maorocordato, welcher dem höchsten Adel Griechenlands angehört. Die Zweite wurde von dem Verschwender Herzogs von Castries, einem Verwandten des kürzlich verstorbenen Marschalls MacMahon heimgeführt. Die dritte Tochter des Baron Sina, Therese, war die erwähnte Prinzessin. Im Alter von 17 Jahren heirathete sie den Prinzen Gregory Ypsilanti, der damals Griechenland am österreichischen Kaiserhofe repräsentirte. Dieser war ein Sohn des berühmten griechischen Freiheitshelden Demetrius Ypsilanti, der besonders bei der Belagerung von Nauplia hohen Ruhm erworben hatte. Der Stolz des Prinzen Gregory Ypsilanti wurde nun durch seinen wahnsinnigen Aufwand übertroffen. Während er als Gesandter in Wien fungirte, verweigerte er die Annahme von Gehalt und Repräsentationsgeldern. Nur um der Ehre willen repräsentirte er sein Vaterland und das verstand er im Verein mit seiner Gattin Therese so vorzüglich, daß er bei seinem Tode seinem 16 Jahre alten Sohne von seinem riesigen Vermögen nicht nur keinen rothen Kupfer, sondern $4,000,000 Schulden hinterließ.

Zarter Wink.

Feldwebel (zum Rekruten, der eben einen Schinken bekommen hat): Hörscht' — erst untersuchen lassen, ob Trichinen d'rin sind — die Untersuchungsbehörde — bin ich!

Warme Freundschaft.

Herr Müller, denken Sie sich, Ihr bester Freund, Herr Lehmann, ist soeben vom Blitz erschlagen worden!

Was! Und er ist mir noch zehn Mark schuldig?!

Kindermund.

Der kleine Anton: Mama, Du wolltest Dich doch zum Ball ankleiden, — Du ziehst Dich ja aus!

Gerechter Vorwurf.

Fräulein (zu einem Herrn, der sie eben zum Tanze engagirt): „Nicht wahr, Sechsschritt möchten Sie mit mir tanzen, die drei Schritt zu meiner Mama hin, um endlich mal mit ihr zu sprechen, die wollen Sie nicht machen!"

— Ersatzmittel. Richter: „Und warum warfen Sie denn den Kläger den Maßkrug an den Kopf?" Angeklagter: „Ich fand keine Worte."

Verlobung mit Hindernissen.

Eine lustige Kleinstadtgeschichte von Marie Schwarz.

Valentin und Teresina gehörten einer wandernden Künstlertruppe an und hatten ihre Eltern nie gekannt; Teresina war ein noch junges, zierliches Ding mit den schönsten rothblonden Zöpfen, einigen Sommersprossen und einem kecken Stumpfnäschen. Mit letzterem, das stets impertinent gehoben war, machten ihre Backfische auf der Bühne besonderes Glück. Valentin, ein hochaufgeschossener junger Mann mit dunklem Lockenhaar und einer fast zigeunerhaften Gesichtsfarbe, hatte noch kein bestimmtes Fach. Fehlte es bei Besetzung eines Stückes an einem jungen, leichtsinnigen Sohne, der sich erst im letzten Akte bessert, einem naiven Lümmel, der stets zur unrechten Zeit in die schönsten Scenen hineinzuplatzen hat, so besorgte Valentin das bestens. Mit Teresina stand er sich wie Hund und Katze. Statt daß sich die beiden Verwaisten recht freundschaftlich aneinander hätten schließen sollen, schienen sie sich das liebe Brod nicht zu gönnen. Sie zankten sich fortwährend miteinander und warfen sich dann recht giftige Blicke zu. Sie versöhnten sich auch wohl einmal wieder, aber nur, um sich am nächsten Tage, wenn sie nicht durch ihre Rollen dazu gezwungen waren, gar nicht anzusehen.

Valentin behauptete, es sei gar keine Kunst, naturgetreue naseweise Backfische zu geben, wenn man schon außer der Bühne so unausstehlich sei wie diese Teresina, und diese meinte, ein so eitler Junge wie der Valentin sei ihr noch gar nicht vorgekommen. Sie glaube sehr, er bilde sich ein, es dem ersten Liebhaber, dem Allbeliebten, nächstens nachthun zu können! — Der erste Liebhaber Marbot wurde, wo man auch den Thespiskarren halten ließ, allsogleich von der gesammten Damenwelt vergöttert und brach — so ging die Sage — ebenso viele duftende Briefchen wie bethörte Herzen. Mit Teresina liebäugelte er zwar gern ein wenig, in Wahrheit war er aber nur nur Fräulein Milani, der ersten Liebhaberin, einer stattlichen, brünetten Erscheinung, ergeben.

Liebte Marbot mit der kleinen Backfischdarstellerin zu tändeln, so begegete seine Herzenskönigin wieder für Valentin eine ausgesprochene Vorliebe. Sie zog ihn viel in ihre Nähe, unterhielt sich freundlich und gütig mit dem oft sehr kurz Angebundenen, ja verehrte liebevoll wie mit einem jüngeren Bruder mit ihm. Da kam es wohl vor, daß sie scherzend den Arm um ihn legte, ihn näher zu sich zog, ihm aufmerksam in die Augen blickte und ihn neckisch fragte, wem er wohl diese schwarzen Edelsteine gestohlen habe. — Marbot hielt diese Bevorzugung Valentins zwar nur für eine Laune, eine Spielerei der Milani und fand es eigentlich unter seiner Würde, auf den jungen Menschen eifersüchtig zu sein, doch wenn er mitunter auf die letztgeschilderte Gruppe blickte, konnte er ein Gefühl von Mißbehagen nicht unterdrücken. Es half nichts, daß er sich selbst, heftig seinen unwiderstehlichen Schnurrbart drehend, versicherte: „Sie kann unmöglich eine solche Närrin sein, sich in einen grünen Jungen zu vergaffen, der noch keine Spur von Schnurrbart hat!"

So standen die Dinge, als Valentin und Teresina, die beiden feindlichen Waisenkinder, wie sie bei der Gesellschaft hießen, eines Tages heftiger denn je aneinander geriethen. Valentin war zu Teresina's unbeschreiblichem Aerger in namenlose Wuth gerathen, weil sie sich in einer Rolle auf offener Scene gar zu schnippisch gegen ihn benommen habe. Vergeblich suchte Teresina sich damit zu rechtfertigen, daß eben dies im Geist ihrer Rolle gelegen habe. Valentin wollte sich von solcher unhöflicher Rollengeisterei nicht beschwichtigen lassen und sagte, er werde von einer Person, die weder Väter noch Mutter gekannt habe, ein solches Betragen nicht länger dulden! Man sähe übrigens schon jetzt, was für ein Früchtchen sie werden wolle. Ihr Kokettiren mit Herrn Marbot sei ja ganz darnach angethan und so weiter. Teresina erwiderte hierauf mit zornfunkelnden Augen und hochrothem Gesicht, es würde sie ungemein interessiren, zu erfahren, welche hochvornehmen Eltern Valentin eigentlich besäße und ob er denn in einem Grafenschlosse daheim sei. Was aber das Kokettiren anbelange, da möge er sich nur an eigener Nase zupfen. Die Kollegen lachten ja alle längst darüber, daß er einer Person, wie der ersten Liebhaberin, in solch' lächerlicher Weise den Hof mache, da sie gut seine Mutter sein könne und doch nur ihren Spaß mit ihm treibe. — Wann er ihr eigentlich Herz und Hand anzutragen gedenke, dieser hochinteressanten Milani?

„Jetzt gleich," rief Valentin, der bei den spöttischen Worten seiner kleinen Widersacherin blaß geworden war, kurz. „Ich will's Dir und Euch Allen beweisen, daß sie keinen Spaß mit mir treibt, sondern mich wirklich liebt."

Und damit begab er sich schnurstracks nach Fräulein Milanis nahe gelegener Wohnung. Teresina sah ihm mit verblüfftem Blick nach, und als er wirklich zu der ersten Liebhaberin hinein ging, zitterte sie vor Aerger und Zorn am ganzen Leibe. Einen Augenblick schien es fast, als wolle sie ihm nachstürzen, dann setzte sie sich, plötzlich in Thränen ausbrechend, in einem dunklen Winkel und schluchzte heftig. Nun lief er hin, um „der alten Kokette" seine Liebe zu erklären!

„Ein recht passendes Paar! Hahaha!" — lachte sie krampfhaft auf und weinte dann nur noch mehr.

Valentin lag unterdessen mit der Exaltation eines künstlich auf die Spitze getriebenen Gefühls vor seiner älteren Freundin auf den Knieen und sagte ihr in sich überstürzender Hast, daß sie die Einzige sei, die ihn liebe und verstehe — seine beste, theuerste Freundin, die ihm immer Wohlwollen bewiesen! Und darum liebe auch er sie und bitte sie hiermit um ihre Hand. Er sei ja noch sehr jung, aber er wolle warten, bis er berühmt geworden und einer Frau wie sie würdig sei. Was thäte der Unterschied der Jahre und der Stellung, wenn die Herzen zu einander gezogen würden.

Es war eine seltsame Liebeserklärung. Die Schauspielerin, das schöne, gereifte Weib, hatte den erregten Jüngling ohne Unterbrechung austreden lassen, ihm schweigend die Hand über die Augen gelegt und war so seltsam still. Jetzt beugte sie sich zu ihm nieder, fuhr spielend und wie liebkosend durch sein dunkles Lockenhaar und sagte zwischen Lachen und Weinen: „Ich hätte es nie dahin kommen lassen sollen! — Höre, einfältiges Kind, ich will Dich auch ferner lieb haben, so recht von Herzen lieb, wie Du's nur wünschen kannst, und immer Deine beste, treueste Freundin bleiben, aber — weiter nichts! Denn Du — Du kannst doch nicht Deine eigene Mutter heirathen! — — Ja, ja, staune nur! Fräulein Milani ist nur mein jetziger Theatername. Ich habe auf den Titel Frau, und zwar, hörst Du wohl, einer ehrlichen Frau Anspruch. Ich heirathete, noch sehr jung, Deinen Vater, den ich bei der ersten Truppe, zu der mich das Geschick verschlug, kennen lernte. Bald nach Deiner Geburt trennten wir uns, da unsere Charaktere nicht zu einander paßten. Dann starb Dein Vater, und ich mußte Dich in Pflege geben, da man nicht gern verheirathete Frauen als erste Liebhaberinnen engagirt. Während meines späteren vielbewegten Lebens verlor ich Dich ganz aus den Augen. Das ist das große Unrecht, was ich Dir abzubitten habe. Aber Du weißt es ja selbst, wie es beim Theater zugeht, da Du, vom Theaterblut der Eltern getrieben, einer der Unsern wurdest. Ich fand Dich endlich wieder und fühlte mich oft getrieben, mich Dir erkennen zu geben. Doch die Scheu, wie mein Kind das Bekenntniß aufnehmen werde, das ich jahrelang vernachlässigen konnte, schloß mir den Mund. Verzeihst Du mir, lieber Sohn?"

Valentin stand erst mit offenem Munde, doch es gelang der klugen Frau bald, ihm Kopf und Herz zurecht zu rücken.

„Und nun gehe hin," fuhr sie glücklich lächelnd fort, „und versöhne Dich mit Deiner Kleinen, mit der Du Dich gewiß wieder tüchtig gezankt hast. Ihr törichten Dinger, habert doch nicht immer miteinander, da Ihr Euch im Grunde Eurer Herzen ja doch gut seid! Das bin ich von Dir, wie von der störrischen Kleinen überzeugt, weil, wo so viel Schatten ist, auch Licht sein muß!"

„Und Herr Marbot?" stammelte der ganz verwirrte Valentin.

„Ist seit gestern mein Verlobter," lächelte die Milani, „kann Dir also bei dem Kinde nicht ernstlich im Lichte stehen. Wunderst Du Dich schon wieder, Söhnchen? Ja, Mütter pflegen oft nicht zu fragen, wenn sie ihren Söhnen einen guten Stiefvater geben wollen! Ich habe für Euch zwei armen Waiselein, als Karl gestern bei mir war, und wir uns über Alles verständigten, Vater und Mutter zugleich gefunden, — wenn Du nämlich jetzt so gescheit bist, Teresina zu fragen, ob sie statt meiner Deine Braut werden wolle. Sieh, in Einem hattest Du Recht: Ich verstehe Dich immer am besten, auch heute, wo Du Dich selbst nicht verstandest!"

Damit küßte sie den noch immer ganz verblüfften, sprachlosen Valentin, streichelte ihm mit Mutterzärtlichkeit die braune Wange und schob ihn zur Thür hinaus, ihm zuflüsternd: „Komm' bald wieder und bringe mir mein Töchterchen mit!"

Als Valentin noch ganz betäubt vor der Thür des Zimmers stand, in welchem er statt einer Braut eine Mutter gewonnen hatte, sah er plötzlich ein verweintes Gesichtchen vor sich, zwei Kornblumenaugen senkten sich tief und zärtlich in die seinen, und zwei starke Arme umstrickten seinen Hals, während Teresinas Stimme ihm in weichen Lauten zuflüsterte: „Valentin, mein Valentin, verzeihe mir! Ich habe Alles gehört — ich horchte ein bischen — ach, ich war ja nur eifersüchtig — o wie dumm! — auf sie, die Deine Mutter ist. Und sie hat Recht! Jetzt weiß ich's, ich habe Dich immer lieb gehabt — und Du?" —

Eine befriedigende Antwort auf diese bange Frage ließ nicht auf sich warten.

In der Theatergesellschaft gab es aber ein großes Staunen über die Verlobung der feindlichen „Waisenkinder". Der Komiker prophezeite scherzend, daß daraus gewiß ein großer Ehetrieg entstehen werde. — Weniger Aufsehen machte die am nämlichen Tage veröffentlichte Verlobung Milanis und Marbots.

„Sie hat ihn," vertraute eine Theaterklatschschwester der Andern an, „durch ihre Koketterie förmlich dazu gedrängt!"

Fräulein Milani bewies auch nach ihrer Vermählung Valentin die alte Gunst, doch ihr Gatte konnte, trotz bester Anlage dazu, nicht mehr auf ihn eifersüchtig werden.

Der Komiker behielt übrigens nicht Recht. Es wurde aus Valentin und Teresina ein wahres Musterpärchen.

„Sie haben," meinte er, „vor ihrer Verheirathung so viel gezankt, daß ihnen augenblicklich nur die Puste ausgegangen ist. Es wird schon noch kommen, so sicher wie der Steuerzettel!"

Haarnadeln werden durch automatische und sehr complicirte Maschinen gemacht.